

Janette Oke

Laurel Oke Logan

Aufbruch  
ins  
Ungewisse

Roman

Aus dem Amerikanischen von Eva Weyandt

GerthMedien



# Kapitel 1

Im Erdgeschoss des herrschaftlichen Hauses wimmelte es von Menschen. Gäste in eleganter Abendgarderobe – die Damen in langen Abendkleidern, die Herren im Smoking – flanierten mit ihren Limonadengläsern in der Hand durch die Räume oder standen in kleinen Gruppen auf der geräumigen Veranda und erzählten sich gegenseitig den neusten Klatsch und Tratsch.

Beth drängte sich durch die Menge. Jeder, der in der Gesellschaft der frühen 1920er-Jahre in Toronto Rang und Namen hatte, schien eingeladen zu sein. In dem großen Haus war die Luft bereits äußerst stickig, obwohl alle Fenster weit offen standen. Aber an diesem Sommerabend wehte nicht ein einziger Windhauch, der den Duft von Mutters üppigem Blumenschmuck vertrieben hätte.

Für eine eher zurückhaltende Person wie Beth war diese Atmosphäre erdrückend. Sie hatte das Gefühl zu ersticken, brauchte dringend mehr Raum – etwas Stille und vor allem frische Luft, wenn auch nur für ein paar Minuten, bis sich ihr Herzschlag beruhigt und das Pochen in ihren Schläfen gelegt hatte. Wenn sie sich nur davonstehlen könnte!

Die Gelegenheit dazu bot sich, als Mr Woodworth, eine einflussreiche Persönlichkeit in Kanadas Eisenbahnindustrie, um Aufmerksamkeit bat. Eine Hand auf den Flügel gestützt, als wolle er eine Darbietung ankündigen, mit der anderen dramatisch gestikulierend, begann er, eine seiner legendären Geschichten zum Besten zu geben. Und da alle Gäste mit ihren Blicken an ihm hingen, gelang es Beth, unbemerkt den Raum zu verlassen. Sie würde sich einen stillen Ort suchen, an dem sie einmal wieder richtig durchatmen konnte, bevor sie zu den Gästen zurückkehrte.

In ihrer Begeisterung schien Mutter alle Leute eingeladen zu haben, denen sie je begegnet war. Aber Mutter hatte schon immer jede Gelegenheit für ein Fest genutzt und war als großartige Gastgeberin bekannt.

*Wenigstens ist sie nicht auf die Idee gekommen, heute Abend Party-spiele auf der Veranda zu veranstalten,* schoss es Beth durch den Kopf. Dass sie sich angewöhnt hatte, jeder Situation möglichst auch etwas Positives abzugewinnen, erwies sich wieder einmal als äußerst hilfreich. Wie pflegte ihr Vater zu sagen: „Um in unserer anspruchsvollen Welt überleben zu können, braucht man einen gesunden Sinn für Humor.“?

Durch eine schmale Tür gelangte Beth an ihren Rückzugsort, einen kleinen Verschlag zwischen der Dienstbotentreppe und der Tür zum Garten. Aufatmend stellte sie sich dort vor das geöffnete Fenster. Der Duft von frisch gemähtem Gras und das Zirpen der Grillen drangen zu ihr herein, und sie blickte hinauf zum Mond, der langsam über den Bäumen höher stieg. Genau das brauchte sie jetzt. Hoffentlich wurde ihre Abwesenheit eine Weile nicht bemerkt.

In diesem Moment öffnete sich hinter ihr die Tür und eine vertraute Stimme sagte: „Sie hat es wirklich nur gut gemeint.“

Bevor Beth sich zu ihrem Vater umdrehte, seufzte sie aus tiefstem Herzen. „Ja, ich weiß.“

Dass ihr Vater ihre Flucht bemerkt hatte, wunderte Beth überhaupt nicht. Er wusste, wie wenig sie Mutters Feste mochte. Sie empfand die zahlreichen Gäste, die elegante Kleidung, die erlesenen Speisen und die übermäßig lauten Gespräche als hohl und oberflächlich.

„Dabei habe ich ihr ausdrücklich gesagt, dass ich mir für meinen letzten Abend zu Hause ein *Familienessen* wünsche.“

„Ja, ich weiß, mein Liebes.“

Beth legte ihren Kopf an die Schulter ihres Vaters und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen, indem sie sie laut aussprach: „Ich habe keine Angst davor, von hier fortzugehen. Aber ich werde euch alle schrecklich vermissen.“ Sie dachte an das Baby ihrer Schwester,

das im oberen Stockwerk schlief. „Und J. W. – er wird schon viel größer sein, wenn ich ihn das nächste Mal sehe.“

In der Stimme ihres Vaters schwang ein Lächeln mit, als er bemerkte: „Babys wachsen nun mal, Beth. Und normalerweise freuen sich alle darüber.“

Sie hob den Blick zu ihm. „Nicht, wenn man die Tante ist, die das verpassen wird.“ Eigentlich neigte Beth nicht zu Selbstmitleid, aber da sie mit ihrem Vater allein war, gab sie für einen Moment ihren Gefühlen nach. Ihre Kehle zog sich zusammen und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Erst, als vor der Tür das Geräusch von Schritten ertönte, fuhr sie zusammen und wischte sich rasch über die Augen. Eine junge Frau mit weißer Schürze kam herein.

„Man sucht Sie überall, Miss Beth“, sagte das Mädchen respektvoll.

„Danke, Emma“, erwiderte Beth und schaute prüfend an sich herab. Sie strich den Spitzenkragen ihres Kleides glatt, zupfte das breite Seidenband um ihre Taille zurecht und kniff sich in die Wangen, damit sie ein wenig Farbe bekamen. Ihr Vater lächelte sie liebevoll an, woraufhin sie auch noch seine schwarze Fliege gerade rückte.

Sein Lächeln wurde breiter. „Und? Kann ich vor deinem kritischen Blick bestehen?“

„Immer.“ Beth straffte ihre Schultern, schenkte ihm ein anerkennendes Lächeln und wappnete sich innerlich dafür, zu den Stimmen und dem Gelächter in dem überfüllten Salon zurückzukehren. Und in dem Augenblick, in dem sie den Raum betrat, wurde sie auch schon entdeckt.

„Da ist sie! Die Frau der Stunde! Unsere wagemutige Abenteurerin ...“ Diese und ähnliche Kommentare schwirrten durch den Salon.

„Komm her, Beth, Liebes. Miss Thompson möchte gern Näheres über die Stadt erfahren, in der du unterrichten wirst.“

„Ja, Liebling. Erzähl uns von deiner neuen Schule. Wir sind schon so gespannt darauf.“

Beth konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken, den hoffentlich niemand bemerken würde. Einer der Gründe, weshalb sie sich so unbehaglich fühlte, war nämlich, dass sie so gut wie gar nichts über ihren künftigen Arbeitsplatz wusste. Und die Neugier der Gäste ließ ihre Beklommenheit nur noch größer werden.

Aber natürlich war Beth klar, dass sie auf die unzähligen Fragen, die sie mittlerweile so satt hatte, antworten musste. Und auch wenn es ihr schwerfiel, immer wieder dieselben Aussagen wiederholen zu müssen, so waren es doch hauptsächlich die Kommentare und Sticheleien ihrer Altersgenossen, die sie verabscheute.

„Beth, du weißt hoffentlich, dass es im Wilden Westen keine Dienstboten gibt, oder?“

„Kannst du eigentlich kochen?“

„Zumindest kannst du Tee zubereiten, oder?“, meinte ein junges Mädchen und kicherte amüsiert.

„Und wer wird deine Wäsche waschen?“ Diese Bemerkung sorgte aus unerfindlichen Gründen immer für große Heiterkeit. Doch Beth gab sich Mühe, fröhlich mitzulachen, in der Hoffnung, dadurch weiteren Spott abwenden zu können.

Edward Montclair, ein sehr selbstbewusster junger Mann in eleganter Abendgarderobe, strich sich eine Strähne seines dunklen Haares aus der Stirn und grinste. „Du solltest dir eine von diesen Levi’s-Arbeitshosen besorgen, Elizabeth. Bei diesen Bergleuten kannst du deine schönen Kleider schließlich nicht tragen, das ist dir doch klar, oder?“

Beth kostete es große Mühe, ihn nicht zornig anzufunkeln. Sie kannte Edward schon von Kindesbeinen an, und seit sie denken konnte, mischte er sich in ihre Gespräche ein. Am liebsten wäre es ihr gewesen, wenn er mit seiner ganzen Familie weggezogen wäre, damit sie ihn nie wiedersehen musste, auch wenn dies Vaters Geschäftsbeziehungen mit Mr Montclair geschadet hätte.

Auf einmal durchzuckte sie jedoch ein neuer Gedanke. *Sie* war es ja, die fortging, und *Edward* blieb zurück! Diese Erkenntnis zauberte ein Lächeln tiefster Zufriedenheit auf ihr Gesicht, während sie sich wieder ihren übrigen Gesprächspartnern zuwandte.

„Ich habe gehört, dass diese Leute sich nicht einmal die Mühe machen, Englisch zu lernen! Wie willst du dann ihre Kinder unterrichten?“

Ein anderer junger Mann, der redete, als wüsste er über alle angesprochenen Themen genau Bescheid, fügte altklug hinzu: „Das stimmt. Die meisten Männer, die in den Minenstädten arbeiten, sind *Ausländer*. Das heißt, sie sind nur hier, um in unserem Land Geld zu verdienen für ihre Familien zu Hause. Und manche lassen ihre Frau in ihrer Heimat zurück und nehmen sich hier in Kanada eine andere.“

Selbstverständlich rief diese Bemerkung bei den Umstehenden große Empörung hervor. Nicht alle in der Gruppe waren so schnell in ihrem Urteil, aber Beth hatte den Eindruck, dass diejenigen, die ihre Geringschätzung besonders deutlich zeigten, auch am meisten zu sagen hatten. Zum Glück reichte ihr Vater ihr nun eine Tasse Tee, die Beth dankbar entgegennahm.

Wenn sie ehrlich war, hatte sie wenig Interesse an dem Tee und an Mutters hervorragenden Sandwiches und Gebäckstücken, doch sie lieferten ihr immerhin einen Vorwand, sich langsam aus dem Kreis zurückzuziehen, der sich um sie geschart hatte. Lächelnd und unter freundlichem Kopfnicken arbeitete sie sich zu dem gut bestückten Büfett vor. Und dort widmete sie der großen Auswahl ihre volle Aufmerksamkeit, wählte sorgfältig von den Obst- und Gemüseplatten aus und nahm auch zwei Cracker, die mit Käse und Gurkenstückchen belegt waren.

Beth hatte gerade erst angefangen, an ihren Crackern zu knabbern, als wie auf ein Stichwort hin ihre Schwester Julie in die Mitte des Saals trat und die Aufmerksamkeit der Anwesenden beanspruchte. Sie hob den Arm und rief: „Darf ich einen Augenblick um Ihre Aufmerksamkeit bitten, liebe Freunde?“

Nachdem sämtliche Gespräche verstummt waren, machte Julie eine anmutige Drehung, bei der der mit blassgrünen Perlen besetzte Saum ihres Rockes um ihre Beine schwang. „Ich hoffe, Sie haben sich alle an dem reichhaltigen Büfett bedient, das meine Mutter mit so viel Liebe vorbereitet hat.“

Zustimmender Beifall erklang, und Julie wartete einen Moment, bevor sie weitersprach. „Und ich hoffe, Sie hatten alle Gelegenheit, ein paar Worte mit unserem Ehrengast – meiner lieben Schwester Beth – zu wechseln, die uns morgen verlassen und mit dem Zug in den Westen reisen wird.“

Beth lächelte angestrengt in die Runde. Es war schon spät und das Fest schien kein Ende nehmen zu wollen. Dabei sollte ihr Zug am nächsten Morgen um 10:00 Uhr abfahren und sie hatte noch einiges zu packen.

„Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass meine Schwester genug Schlaf benötigt, um die Strapazen dieser Reise zu bewältigen. Reverend Collins hat freundlicherweise angeboten, ein Gebet um Schutz und Bewahrung zu sprechen. Und danach wird Beth sich für die Nacht zurückziehen.“ Auf diese Ankündigung hin erklang allgemeines Gemurmel und manche Leute nickten verständnisvoll.

„Selbstverständlich“, fügte Julie hinzu, „sind Sie alle jedoch herzlich eingeladen, noch länger zu bleiben. Es ist noch so viel zu essen da, dass wir ohne Ihre Hilfe völlig verloren wären!“ Dieser Satz wurde mit Gelächter quittiert, insbesondere aus der Reihe junger Männer, die Julie mit einem koketten Lächeln bedachte.

Als Reverend Collins vortrat, neigten alle Anwesenden die Köpfe. Beth hörte kaum, was er sagte, weil sie im Stillen ein eigenes Dankgebet zum Himmel schickte: „Danke, danke, Herr, dass ich mich endlich zurückziehen kann.“ Und da sie genau zu wissen glaubte, wer Julie dazu veranlasst hatte, sie bei den Gästen zu entschuldigen, fügte sie noch hinzu: „Und segne Vater dafür, dass er mir das ermöglicht hat!“

Trotz Julies Worten dauerte es noch beinahe eine halbe Stunde, bis Beth sich von sämtlichen Leuten, die ihr gute Wünsche mit auf den Weg geben wollten, verabschiedet hatte. Und als sie endlich die Treppe hinaufstieg, drehten sich ihre Gedanken um die Dinge, die in letzter Minute noch zu erledigen waren.

Oben angekommen, streifte sie die unbequemen Schuhe ab. „Sie passen so gut zu deinem Kleid“, hatte ihre Mutter gesagt, doch der weiche Teppich unter ihren müden Füßen tat unglaublich



gut. Auf ihrem Weg durch den Flur konnte Beth der Versuchung, noch einmal ins Kinderzimmer hineinzuschauen, nicht widerstehen.

Als sie auf Zehenspitzen ins Zimmer schlich, sah sie, dass das Baby gar nicht schlief. Es lag ganz zufrieden in dem Kinderbettchen, in dem auch sie selbst und ihre Schwestern Margret und Julie schon gelegen hatten. Mutter hatte für das erste Enkelkind natürlich sofort ein neues Kinderzimmer eingerichtet. „Schließlich wird er auch ab und zu mal hier übernachten“, hatte sie erklärt und ihre Hoffnung zum Ausdruck gebracht, dass J. W. irgendwann noch Geschwister und Cousins und Cousinen bekommen würde.

Im Mondlicht beobachtete Beth, wie das Gesicht des Babys aufleuchtete. Sein Mund verzog sich beim Anblick seiner Tante zu einem Lächeln.

„Hallo, mein Schatz!“ Ein wenig schuldbewusst hob Beth den Kleinen aus seinem Bettchen und ging mit ihm zum Schaukelstuhl. Die Tränen, die ihr über die Wangen liefen, ignorierte sie. „Und wie geht es dem liebsten Baby der Welt heute Abend?“, murmelte sie mit rauer Stimme, während sie sich zurücklehnte, um nun ganz behutsam ein wenig hin- und herzuschaukeln.

Unten war das Fest noch in vollem Gange, als sie schließlich die Tür zum Kinderzimmer hinter sich zuzog und in ihr eigenes Zimmer eilte. Sie hatte das schlafende Baby wieder hingelegt und mit einer weichen Decke zugedeckt. Mittlerweile war sie innerlich so ruhig geworden, dass sie sich daranmachen konnte, die letzten Kleidungsstücke zusammenzufalten und in ihren Koffer zu packen. Ihre Bibel legte sie ganz obenauf. Zuletzt probierte sie noch aus, ob sich der Koffer auch schließen ließ, was glücklicherweise der Fall war.

*Wie soll ich den nur tragen?*, fragte sie sich und wunderte sich darüber, dass er so schwer war, obwohl bereits zwei gepackte Koffer auf Vaters Rolls-Royce festgeschnallt waren. Nachdenklich zog Beth ihr Nachthemd an, ließ ihre Haare über die Schultern fallen und bürstete sie. Viele junge Frauen aus ihrem Bekanntenkreis

ließen sich ihre Haare zu einer modernen Kurzhaarfrisur schneiden, doch das war für sie und ihre Schwester Julie bisher nicht infrage gekommen. Mutter hielt nicht viel von den gegenwärtigen Modetrends, darum waren auch die Kleider der beiden Schwestern immer ein paar Zentimeter länger als die der meisten ihrer Freundinnen.

Beth machte das nichts aus, aber Julie lehnte sich gegen diese elterlichen Vorschriften auf. Und zwar so hartnäckig, dass es durchaus möglich war, dass sie diese Schlacht innerhalb der nächsten Monate gewinnen würde. Bei dem Gedanken, dass Julie ihr in einem Jahr mit kürzeren Haaren und kürzeren Röcken entgegneten könnte, lächelte Beth unwillkürlich.

„Aber Beth stört sich nicht an unseren Regeln“, hatte Mutter häufig auf Julies Einwände erwidert.

Und Julie hatte immer entgegnet: „Oh doch, das tut sie! Sie sagt nur nichts!“

Als hätte ihre Schwester gespürt, dass Beths Gedanken in ihre Richtung gewandert waren, klopfte es leise an ihrer Tür. „Bethie, bist du noch wach?“, flüsterte Julie.

„Komm rein, Liebes.“

Bereits in Nachthemd und Morgenmantel, trat Julie ins Zimmer. „Darf ich bei dir schlafen – zum letzten Mal?“

„Ja, aber es ist nicht das letzte Mal, Dummchen. Ich gehe doch nicht für immer fort. Du weißt doch, dass diese Stelle auf ein Jahr befristet ist.“

Julie zog ihren Morgenrock aus, ließ sich aufs Bett sinken und kuschelte sich unter das dicke Federbett. „Ich hoffe, du hast recht“, antwortete sie nachdenklich. „Aber was ist, wenn du einen netten jungen Mann kennenlernst?“ Erschrocken richtete sie sich auf. „Bestimmt gibt es auch im Westen Geschäftsleute. Und dann wirst du heiraten und dortbleiben. Dann kommst du nie mehr zurück.“

„Der Zug fährt in beide Richtungen, Liebes. Der Westen ist nicht mehr so isoliert wie früher. Bitte mach nicht so ein Drama daraus.“

„Pfff“, erwiderte Julie und ließ sich wieder ins Kissen sinken.

„Ich wundere mich über dich, Julie.“ Auf Beths Gesicht lag ein verschmitztes Lächeln, als sie ihre Schwester über die Schulter hinweg anblickte. „Du hast gar nicht den Vorschlag gemacht, den ich erwartet hatte.“

Julies Kopf fuhr hoch. „Was meinst du?“

Gelassen legte Beth ihre Haarbürste aus der Hand und schaltete das elektrische Licht aus.

„Was meinst du?“, wiederholte Julie, als Beth ins Bett schlüpfte.

„Nun ... du bist doch so eine mutige Abenteurerin, und ich hätte gedacht, dass du Vater bereits gefragt hättest, ob du ...“

„Ob ich dich besuchen darf?“ Julie richtete sich auf und knetete begeistert ihre Hände.

„Vielleicht erlaubt er es dir ja.“

„Aber Mutter bestimmt nicht. Sie wird mich niemals fahren lassen.“

Beth rückte näher, stopfte sich das Kissen unter den Kopf und kuschelte sich unter die warme Decke. „Vielleicht doch. Immerhin wäre ich ja bereits da – und sie weiß, dass ich in der Lage bin, dir die meisten deiner dummen Ideen auszureden.“

„Pfff“, mehr hatte Julie dazu nicht zu sagen, aber sie stimmte in Beths leises Lachen ein und streckte sich ebenfalls wieder im Bett aus. „Vielleicht hast du recht. Und auf jeden Fall kann ich es ja versuchen.“

Während die alte Großvateruhr im Flur in gleichmäßigen Abständen darauf hinwies, wie schnell die Nacht verging, lagen Beth und Julie nebeneinander und schmiedeten im Flüsterton alle möglichen Pläne.



Am nächsten Morgen stand Beth ganz leise auf, um ihre Schwester nicht aufzuwecken, und griff nach der Liste, die sie sorgfältig zusammengestellt und am Abend zuvor noch neben ihre Bürste gelegt hatte. In aller Eile ging sie die einzelnen Punkte noch einmal durch, nahm ein Bad, kleidete sich an und steckte mit Emmas Hilfe ihre langen Haare hoch.

Schließlich eilte sie zum Frühstück nach unten. Margret und John hatten im Haus übernachtet, würden sie aber nicht zusammen mit den anderen zum Bahnhof begleiten. Darum behielt Beth den kleinen John William, den Sohn ihrer älteren Schwester, bis zum letzten Augenblick auf ihrem Schoß, bevor sie ihn seinem Vater gab und Margret zum Abschied umarmte.

„Sei vorsichtig, Beth“, mahnte Margret mit einem gezwungenen Lächeln. Gleich darauf befreite sie sich jedoch aus Beths Umklammerung, umfasste ihr Gesicht mit beiden Händen, sah ihr tief in die Augen und korrigierte sich leise. „Nein, ich weiß ja, dass du vorsichtig sein wirst. Deshalb rate ich dir lieber: Sei mutig.“

Beth konnte die Tränen nicht länger zurückhalten und drückte ihre Schwester noch einmal fest an sich. „Ich hab dich lieb, Margret“, flüsterte sie. „Pass mir gut auf den kleinen J. W. auf, hörst du?“

Obwohl Beth längst noch nicht bereit war, wurde sie von ihrem Vater zur Tür hinausgescheucht. Mit einer kläglichen Geste winkte sie der kleinen Gruppe, die ihr von der Haustür aus nachsah, noch einmal zu, bevor sie in das auf Hochglanz polierte Automobil stieg. Julie setzte sich neben sie, gefolgt von ihrer Mutter. Nachdem Vater auf dem Notsitz Platz genommen hatte, nickte er dem Fahrer zu, und der Wagen setzte sich in Bewegung. Rasch wandte Beth den Kopf, um ein letztes Mal durch die Heckscheibe zurückzublicken.

Natürlich würde sie nicht zum ersten Mal mit der Eisenbahn fahren. Es kam jedoch nicht oft vor und sie war noch nie allein gereist. Obgleich es für junge Leute aus ihren gesellschaftlichen Kreisen durchaus üblich war, lange Urlaubsreisen in die Vereinigten Staaten oder sogar nach Europa zu unternehmen, waren die drei Thatcher-Schwestern bisher immer zu Hause geblieben. Nun wünschte Beth, sie hätte schon einmal einen Fuß in die weite Welt gesetzt und würde nicht nur über das bruchstückhafte Wissen verfügen, das sie sich aus Büchern angeeignet hatte.

Ihr Vater, der sich während Beths Kindheit eine angesehene Importfirma aufgebaut hatte und dadurch häufig unterwegs gewesen

war, hatte ihre Reise bis ins Kleinste geplant. Beth hatte nur noch ihre Koffer packen müssen. Dank Mutters weiser Voraussicht blieb sogar noch Zeit, im Bahnhofscafé eine Tasse Tee zu trinken, bevor der erste Pfiff des Schaffners signalisierte, dass der Abschied nun unwiderrufflich näher rückte.

Auf dem Bahnsteig nahm Vater Beth zur Seite und zog sie an sich. „Ich will nicht viel sagen“, raunte er, „dazu wäre ich nämlich gar nicht imstande.“ Er räusperte sich. „Aber ich möchte dir das hier geben.“ Mit diesen Worten griff er in seine Manteltasche und nahm einen kleinen Gegenstand aus Messing heraus.

Beth schnappte nach Luft. „Oh nein, das kann ich nicht annehmen, Vater!“, protestierte sie und legte ihre Hand auf den Mund.

„Doch“, beharrte er. „Ich möchte, dass du ihn bekommst. Du hast ihn immer geliebt, das weiß ich.“ Es stimmte: Vaters Kompass war für Beth schon immer etwas ganz Besonderes gewesen. Zwar war sie bereits als kleines Mädchen von allem fasziniert gewesen, was mit der Arbeit ihres Vaters auf See zu tun hatte, aber dieser Kompass hatte ihr immer mehr als alles Übrige bedeutet. Und nun war er darüber hinaus ein Symbol für die Liebe ihres Vaters.

„Damit wirst du immer deinen Weg nach Hause finden“, fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

Beths Kehle war wie zugeschnürt.

Er räusperte sich erneut. „Ich habe einen Zettel mit einem Bibelvers in die Hülle gesteckt. Vergiss diese Worte nicht, Beth. Sie sind wahr und gelten dir ganz besonders, wenn du jetzt ...“ Seine Stimme versagte.

Stumm schlang sie die Arme um seinen Hals und kämpfte gegen die Tränen. Dann legte sich eine Hand auf ihren Rücken und Beth drehte sich zu ihrer Mutter um. Noch ein schmerzlicher Abschied.

„Es fällt mir schwer, dich gehen zu lassen, Liebes“, erklärte Mrs Thatcher, wobei sie sich offenbar große Mühe gab, ihrer Stimme einen festen Klang zu verleihen. „Achte darauf, dass du immer genügend Ruhe bekommst. Und vergiss nicht, jeden Tag dein Stärkungsmittel zu nehmen. Du hast ja keine so robuste Gesundheit.“

Aber ich werde jeden Tag für dich beten, das weißt du, nicht wahr?“

Beth nickte. „Ich hab dich lieb, Mutter“, sagte sie leise.

„Ich dich auch, mein Liebes.“ Als Beth sich aus der Umarmung löste, entdeckte sie, dass ihrer sonst so beherrschten Mutter tatsächlich Tränen in den Augen standen.

„Vergiss nicht, mein Liebes: Du musst uns alles ganz genau berichten und wir werden jeden einzelnen deiner Briefe gespannt erwarten“, fügte Mrs Thatcher noch hinzu.

„Ja, Mutter.“

„Es tut mir leid, Priscilla, aber es wird Zeit“, sagte Vater ernst. „Wir müssen Beth jetzt ziehen lassen.“

Auf Mrs Thatchers Gesicht lag ein kummervoller Ausdruck. „Es ist ja nur für ein Jahr, das weiß ich. Doch im Augenblick erscheint mir das unendlich lang.“ Sie betupfte ihre Augen mit einem Spitzentaschentuch und drückte Beth noch einen letzten Kuss auf die Wange.

Nun drängte sich Julie an ihren Eltern vorbei und fiel ihrer Schwester um den Hals. „Ich werde dich furchtbar vermissen! Ganz schrecklich!“

Beth presste ihr Gesicht an Julies Schulter, um ihre Fassung nicht restlos zu verlieren.

Für einen Moment überließ Vater die beiden Schwestern ihrem Abschiedsschmerz, bevor er sich einmischte: „Komm, Beth. Der Zug fährt gleich ab.“

Und dann ging alles auf einmal ganz schnell. Ein Träger nahm Beth den Koffer ab. Sie folgte ihm, stieg die Stufen zum Waggon hoch und blieb noch einmal stehen, um ihrer geliebten Familie ein letztes Mal zuzuwinken. Als sie den Gang betrat, war der Träger bereits vorausgegangen und durch eine Tür verschwunden. Beth eilte ihm nach. Der Mann hatte ihr Gepäck in ein Schlafwagenabteil gebraucht, das sie ganz für sich allein hatte, und erklärte ihr nun die Einrichtung und wie sie zu handhaben sei.

Doch Beth war nicht in der Verfassung, ihm richtig zuzuhören, und starrte ihn nur verständnislos an. Schließlich trat sie ans

Fenster und zog den dicken Samtvorhang zurück, um einen letzten Blick auf ihre Familie zu werfen. Allerdings musste sie feststellen, dass sich das Fenster auf der falschen Seite des Zuges befand und sie nur einen anderen stehenden Zug sehen konnte.

Mechanisch drehte sie sich zu dem Träger um und nahm die Münzen heraus, die Vater ihr für das Trinkgeld gegeben hatte. Der Mann zog seinen seltsamen kleinen Hut und machte die Tür hinter sich zu.

Noch nie in ihrem Leben hatte Beth sich so allein gefühlt.

## Kapitel 2

Beth verbrachte den langen Vormittag damit, die Landschaft zu betrachten, die an ihrem Fenster vorbeiflog, und zwischendurch immer wieder halbherzig zu lesen. Nach einiger Zeit verließ sie ihr Abteil, um sich ein wenig im Zug umzusehen. Da die Übergänge zwischen den einzelnen Wagen rundum geschlossen waren, konnten die Fahrgäste gefahrlos im ganzen Zug umherspazieren. Beth war sich jedoch der hohen Geschwindigkeit, mit der der Zug unterwegs war, so deutlich bewusst, dass sie sich lieber nicht voll und ganz auf ihren Gleichgewichtssinn verlassen wollte – schon gar nicht, wenn sie über die schmale Schwelle zwischen zwei Wagen trat oder der ganze Zug in einer Kurve quietschte und schwankte.

Die vielen Zwischenstopps in kleinen und großen Städten hätten ihr ein wenig Ablenkung bieten können, doch Beth wagte es nicht, sich zwischendurch auch nur für wenige Minuten auf einem Bahnhof die Beine zu vertreten. Nicht auszudenken, was geschehen würde, wenn sie es nicht schaffte, rechtzeitig wieder einzusteigen, und das eiserne Ungeheuer, das so eindrucksvoll Dampf spuckte, nur noch von hinten sah!

Im Speisewagen, der sich als vornehmes Restaurant auf Rädern entpuppte, überlegte Beth, was sie wohl zu sich nehmen könnte, ohne ihren nervösen Magen zu strapazieren. Das gleichmäßige Rattern der Räder und das ständige Schwanken der Waggons bereitete ihr nämlich ohnehin schon eine leichte Übelkeit, gegen die sie ständig ankämpfen musste.

Nach einem Blick in die Speisekarte beschloss sie, dass Suppe nicht infrage kam: Die Gefahr, ihr Kleid und das Tischtuch zu bekleckern, war zu groß. Stattdessen entschied sie sich für Tee und ein Gebäckstück und aß lustlos kleine Bissen, während sie dem



freundlichen Geplauder zweier Frauen an einem Tisch unmittelbar hinter ihr lauschte. Die fröhlichen Stimmen ließen Beth ihre Einsamkeit nur noch deutlicher bewusst werden. Wenn sie doch nur ihre Familie bei sich hätte!

Gedankenverloren ließ sie ihren Blick über die übrigen Fahrgäste schweifen. *Was sind das wohl für Leute, die eine so weite Reise unternehmen?*, überlegte sie. Der Speisewagen beherbergte selbstverständlich nur die bessergestellten Fahrgäste, denn wer weniger Geld besaß, hatte sein Essen mitgebracht und verzehrte es auf seinem Platz im Abteil. Wieder einmal spürte Beth das vertraute Schuldgefühl in sich aufsteigen, das daher rührte, dass sie selbst manche Vorteile genoss, die anderen versagt blieben.

Am Tisch links von ihr speiste ein einzelner Herr. Obwohl er insgesamt sehr distinguiert wirkte, fiel Beth auf, dass sein Jackett verknittert und seine Schuhe staubig waren. Vielleicht fand er diese Reise ebenfalls beschwerlich und fühlte sich hier fehl am Platze ... Dieser Gedanke ließ in Beth die Frage aufkommen, ob die anderen Reisenden wohl auch ihr so deutlich anmerkten, dass sie sich völlig verloren und allein fühlte.

Direkt vor ihr saß eine junge Frau mit zwei Kindern. Einer der kleinen Jungen saß still am Tisch, er schien zu schmollen. Der zweite war ein kleines Energiebündel und trieb seine Mutter augenscheinlich fast zur Verzweiflung. Kaum hatte sie ihn in irgendeinem Punkt zurechtgewiesen, da fiel ihm schon wieder ein neuer Unfug ein. In der kurzen Zeit, in der Beth nun diesen Tisch beobachtete, hatte er den kristallinen Salzstreuer umgestoßen, seine Leinenserviette in sein Wasserglas getaucht und wiederholt gegen die Wand getreten und dabei mehrere Schrammen an der Holzverkleidung hinterlassen.

*Edward war in diesem Alter genauso*, dachte Beth, schämte sich jedoch gleich darauf für dieses geringschätziges Urteil über ihren alten Bekannten. Anfang des Sommers war ihr zu Ohren gekommen, Edward Montclairs Vater habe seinem Sohn ein Ultimatum gestellt – in der Hoffnung, ihn dazu zu bewegen, das Leben ernster zu nehmen und selbst für seinen Lebensunterhalt aufzukommen.

Möglichkeiten gab es genug: Er konnte sich der berittenen Polizei anschließen oder auf einem der zahlreichen Schiffe seines Vaters anheuern – allerdings nicht in einer gehobenen Position, sondern als ganz gewöhnlicher Matrose.

Beth war nicht überrascht gewesen, dass Edward sich für den Polizeidienst entschieden hatte. Als sie davon gehört hatte, hatte sie die Augen verdreht und zu Julie gesagt: „Mich wundert, dass er überhaupt genommen wurde.“ Die Erinnerung an ihre unfreundlichen Worte ließ sie jetzt erröten, und im Stillen wünschte sie Edward alles Gute, wo auch immer er eine Anstellung gefunden hatte.

Nun wurde ihre Aufmerksamkeit wieder von der jungen Mutter gefangen genommen, der man die Erschöpfung so deutlich ansah. Sie hatte wirklich alle Hände voll zu tun. Einen Augenblick erwog Beth, der jungen Frau ihre Hilfe anzubieten, doch sie kam schnell zu der Überzeugung, dass sie sie dadurch wohl eher in Verlegenheit bringen würde.

Das Ehepaar, das der kleinen Familie gegenüber saß, beobachtete die Szene mit strenger Miene. Ihre steife Haltung und ihr grimmieriger Gesichtsausdruck verrieten, dass sie solches Benehmen ganz und gar nicht billigten. Sie waren schon älter und hatten vermutlich selbst Kinder großgezogen, die längst erwachsen waren. Immer wieder räusperte sich der Mann, und seine Frau antwortete mit einem leichten Kopfschütteln, um ihr Missfallen auszudrücken. Allerdings sahen sie sich nicht an und redeten auch nicht miteinander, sondern ließen ihre Gabeln lediglich in gleichmäßigen Abständen zum Mund wandern, beinahe im Rhythmus des schwankenden Zuges.

Die beiden Damen hinter ihr lachten und Beth schnappte ein paar Worte ihrer Unterhaltung auf. „Meine Mutter hätte mir solche Ungezogenheiten niemals durchgehen lassen“, erklärte die eine.

„Und ich hätte es gar nicht erst so weit treiben können. Vorher hätte mein Vater mich nämlich längst mit nach draußen genommen, um ein ernstes Wörtchen mit mir zu reden, falls du verstehst, was ich meine.“

Beth hoffte inständig, dass die junge Mutter diese Kommentare nicht mitbekam.

„Dein Vater?“, erwiderte die erste. „Das kann ich mir nicht vorstellen. Charlie sagt immer, dass du der Liebling deines Vaters gewesen bist – sein Augäpfel. Wenn man ihm glauben kann, dann hat dein Papa kaum jemals mit dir geschimpft, sondern seinen Zorn immer an ihm ausgelassen.“

„Lass dir nichts vormachen. Mein Bruder Charlie erinnert sich an die Dinge so, wie es ihm passt. Das tun wir vermutlich alle.“ Die Frau lachte erneut. „Und dann verbringen wir den Rest unseres Lebens damit, die Erinnerungen an unsere Kindheit und an andere Ereignisse in unseren Gedanken zu untermauern. Und was tatsächlich geschehen ist, gerät in Vergessenheit.“

*So habe ich das noch nie gesehen*, überlegte Beth. *Ob es bei mir wohl genauso ist? Und wenn ja, wie könnte ich meine Irrtümer erkennen und berichtigen?* Schlagartig vergaß sie alles um sich herum, weil eine Flut von Erinnerungen auf sie einströmte. Die Gesichter ihrer Lieben, die sie auf dem Bahnsteig zurückgelassen hatte, waren fest in ihr Gedächtnis eingebannt: Vater, der mit einem Arm Mutter an sich zog und mit der anderen winkte, als sie selbst in den Zug stieg. Und Julie, der Tränen über die Wangen rollten.

Nun reihte sich ein Bild an das andere: Vater im Wohnzimmer, in seine Zeitung vertieft, und Julie im Wintergarten, wie sie gerade eine Skizze für ein neues Bild anfertigte. Beth sah sogar Margret vor sich, wie sie bei einem ihrer häufigen Besuche oben im Kinderzimmer J. W. in den Schlaf wiegte. Ihr Mann John beugte sich über ihre Schulter und schaute lächelnd auf seinen Sohn hinab. Und natürlich war da Mutter, die unermüdlich dafür sorgte, dass der ganze Haushalt reibungslos funktionierte.

Beth dachte auch an den Dachboden, wohin sie und Julie sich als Schulmädchen oft geflüchtet hatten. In diesem Versteck hatten sie eifrig miteinander getuschelt und die großen Abenteuer geplant, die sie ganz sicher gemeinsam erleben würden. Auch das einstige Kinderzimmer mit dem Spielzeug und den Lieblingsbüchern auf den Regalen stand Beth vor Augen.

Mit einem Mal rollte eine Träne über ihre Wange, die sie eilig mit der Spitze ihrer Serviette wegwischte. Inzwischen hatte die Sehnsucht sie jedoch so fest im Griff, dass sie nicht anders konnte, als sich ihren Erinnerungen hinzugeben. Während die Bilder ihrer frühesten Kindheit lebendig wurden, hüllte sie ein warmes Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit ein.

Ganz deutlich erinnerte sich Beth daran, wie sie sich auf Vaters Schoß gekuschelt hatte, wenn er sich am Abend mit einem Buch in seinen Ohrensessel zurückgezogen hatte und sie ihm nach dem Baden noch Gute Nacht sagen dürfen. Wie sehr hatte sie immer gehofft, dass Mutter sie nicht so bald ins Bett scheuchen würde! Vater hatte seine Hausjacke aus Seide um Beths schmale Schultern geschlungen und ihre bloßen Füße darin eingewickelt. Und dann hatte sie sich an seine breite Brust gelehnt und seiner tiefen Stimme gelauscht, die ihr ein wenig von dem erzählte, was er gerade gelesen hatte.

Beth war sicher, dass sie zu dieser Zeit nicht älter als drei Jahre gewesen sein konnte. *Dieser alte Sessel*, dachte sie und lächelte in sich hinein. *Wie Mutter ihn gehasst hat*. Es war nur ganz selten vorgekommen, dass Vater seinen Willen durchgesetzt hatte, vor allem in Bezug auf die Einrichtung ihres eleganten viktorianischen Hauses. Mutter hatte es mit hübschen Möbeln und Dekorationsgegenständen ausgestattet, die kleine Hände nicht berühren durften. Aber Vater hatte sehr nachdrücklich darauf bestanden, diesen Sessel zu behalten, und in Beths Vorstellung gehörte er nur ihnen beiden. Wann immer er sich zu Hause aufhielt, war dieser Sessel ihr Rückzugsort in Mutters perfekt geordneter Welt, in der sogar das Kinderzimmer stets aufgeräumt sein musste.

Und auf dem Tischchen neben dem Sessel hatte der kostbare Messingkompass gelegen. Manchmal hatte Vater ihr erlaubt, dieses geheimnisvolle Instrument, dessen Nadel ein merkwürdiges Eigenleben zu besitzen schien, in die Hand zu nehmen. Vater hatte ihr erklärt, dass die Spitze der Nadel sich immer zum magnetischen Norden hin orientierte – ganz gleich, wie man den Kompass auch drehte und wendete.

„Die Kompassnadel lügt nicht, Beth, nicht einmal in einem schweren Sturm. Darum muss man seine Umstände damit in Einklang bringen, auch wenn es sich vielleicht ganz falsch anfühlt. Aber dieses lebenswichtige Instrument hat uns auf See während eines sehr gefährlichen Sturms sicher nach Hause geführt. Und so ähnlich verhält es sich auch mit der Bibel. Sie sagt uns immer die Wahrheit, deshalb müssen wir unser Denken und Handeln daran ausrichten.“ Die tiefe Bedeutung des Kompasses hatte Beth schon damals sehr beeindruckt, und sie war fest entschlossen, dieses kostbare Instrument während ihres einjährigen Abenteuers wie einen Schatz zu hüten.

Der Klang einer schrillen Stimme riss Beth aus ihren Gedanken. Die junge Mutter wollte mit ihren beiden Söhnen den Speisewagen verlassen, doch der kleine Unruhestifter war nicht dazu zu bewegen, sich von seinem Stuhl zu erheben. Während seine Mutter teils drohend, teils begütigend auf ihn einredete, grinste er lediglich zufrieden. Offensichtlich genoss er die Aufmerksamkeit, die ihm sein Verhalten einbrachte. In voller Absicht warf er nun auch noch seine Serviette auf den Boden und blickte seine erschöpfte Mutter herausfordernd an, als wolle er sie davor warnen, ihm eine Szene zu machen.

Da erschien plötzlich der Oberkellner, dessen beeindruckende Gestalt den kleinen Störenfried sichtlich einschüchterte. Der Mann lächelte die Mutter freundlich an, legte seine Hand fest auf die Schulter des Jungen und drückte ihn nach unten, damit er die heruntergeworfene Serviette aufhob und auf den Tisch legte, wo sie hingehörte. Mit steifen Schritten folgte der Kleine daraufhin seiner Mutter Richtung Ausgang, während der Oberkellner ihnen wohlwollend nachrief: „Einen schönen Abend noch, Madam. Bitte beehren Sie uns wieder zum Frühstück.“ Die überlastete Mutter brachte nur ein leises Danke heraus.

Beth schob ihren Teller zurück und beschloss, auf die Reste ihres spärlichen Abendessens zu verzichten. Als sie in ihr Schlafwagenabteil zurückkehrte, hatte der Schaffner bereits ihr Bett vorbereitet, und sie freute sich darauf, sich darin zu verkriechen und in

den Schlaf zu sinken. So würde die Zeit schneller vergehen. Doch das Rattern der Räder und das Schwanken des Waggons ließ sie immer wieder aus dem Schlaf aufschrecken. Mehrmals stand sie auf, um einen Schluck Wasser zu trinken oder sich einfach nur zu strecken, bevor sie sich wieder hinlegte und eine bequemere Schlafposition suchte.



Zu Tode erschrocken schlug Beth die Augen auf. Ein flackerndes Licht erhellte das Abteil und dann – nur Dunkelheit. Wo war sie? Eine erdrückende Furcht lastete auf ihr, sodass es eine ganze Weile dauerte, bis sie wieder klar denken konnte und schließlich begriff: Sie hatte einen Albtraum gehabt. Und sie befand sich immer noch in dem Zug, der nach Westen rollte.

Beth warf die Decke zurück, richtete sich auf und wischte sich mit dem Ärmel ihres Nachthemdes den Schweiß von der Stirn. Draußen im Gang ertönten Schritte und erst jetzt drang das Trommeln der Regentropfen auf dem Dach des Zuges in ihr Bewusstsein. Sie kannte diesen Traum nur zu gut – er verfolgte sie seit ihrer Kindheit, und deshalb war es vielleicht nicht besonders überraschend, dass er sie ausgerechnet jetzt wieder quälte: Sie fühlte sich nervös und unsicher und hatte heute lange über ihre Kindheit nachgedacht.

Der Albtraum begann immer damit, dass ein schneeweißer Stubenwagen im Kinderzimmer stand. Langsam tapste sie selbst als Kind durch den Raum, um den kleinen William anzuschauen, ihren niedlichen kleinen Bruder. Doch als sie erwartungsvoll in den Stubenwagen spähte, war das Bettchen leer, und das Entsetzen dieser schrecklichen Tage überfiel sie von Neuem. In dem Albtraum bekam sie einen Hustenanfall, der nicht aufhören wollte. Sie rang um Atem, rief stumm nach ihrem Vater, der auf Reisen war, und hörte gleichzeitig das Weinen der Mutter.

Und in dieser Verfassung wachte sie auf, keuchte selbst jetzt noch, rang um Luft. Der Keuchhusten hatte ihren kleinen Bruder dahingerafft, den süßen kleinen William. Und auch ihre eigene

Welt hatte diese Krankheit für immer verändert: Beth war von da an kränklich und überempfindlich, und Mutter musste sie hegen und pflegen, war immer um ihr Wohlergehen besorgt. Seit dieser Zeit litt Beth unter den Begrenzungen, die diese Krankheit mit sich gebracht hatte. Mühsam versuchte sie nun, diese schrecklichen Empfindungen zu verdrängen und sich stattdessen die Gegenwart in leuchtenden Farben vor Augen zu malen. Doch sie war so aufgewühlt, dass sie lange nicht wieder einschlafen konnte.

Als der Morgen endlich anbrach, hatte der Regen aufgehört, aber der Himmel war verhangen und trist. Möglichkeiten zur Ablenkung gab es kaum. Beth nahm ihr Buch zur Hand und las, bis sie – trotz ihrer großen Leidenschaft für Bücher – das Interesse daran verlor. Sie wanderte ein wenig durch den Zug und setzte sich mehrmals eine Weile in den Speisewagen. Doch den düsteren Schatten, der über ihr hing, und die verwirrenden und beunruhigenden Gedanken konnte sie nicht abschütteln. Das Unbekannte ragte wie ein unüberwindlicher Berg vor ihr auf.

Am dritten Tag im Zug war Beth immer noch erbärmlich zumute und sie langweilte sich entsetzlich. Es regnete schon wieder, und ein starker Wind peitschte die Regentropfen gegen ihr Zugfenster, sodass sie sich zum Zeitvertreib nicht einmal die Landschaft anschauen konnte. Schließlich lief der Zug in Winnipeg ein, wo sie umsteigen musste. Auch hier tobte ein heftiges Unwetter, weshalb Beth ihren Regenschirm aus dem Koffer holte und ihn stirnrunzelnd betrachtete. Vermutlich war es töricht, von einem so kleinen, mit Rüschen besetzten Etwas, das eigentlich eher ein Modeaccessoire war, Schutz zu erwarten.

Nachdem sie alle ihre Sachen zusammengesucht hatte, reihte sie sich in den Strom der Reisenden ein, die die schmalen Stufen hinunter und über den Bahnsteig eilten. Doch nicht einmal unter dem überdachten Bereich der Ladezone waren sie vor dem prasselnden Regen geschützt, den der Sturm seitwärtspeitschte. Die meisten Leute duckten sich unter einen Schirm oder eine Zeitung, und wenig später fand Beth sich am Ende einer Schlange wieder, die sich vor einem wartenden Zug gebildet hatte. Da war auch

wieder die junge Mutter mit ihren zwei Jungen. Sie hielt sie fest an den Händen und zerrte sie mit sich, während ein Träger mit ihrem Gepäck vorauseilte.

Obwohl sie ihren Schirm dicht über den Kopf hielt, spürte Beth, wie der Regen ihr Reisekostüm durchnässte. Der Wind zerrte an dem winzigen Gestell und hätte es ihr beinahe aus den Händen gerissen. *Das hat keinen Zweck*, dachte Beth. *Mir bleibt wohl nichts anderes übrig, als mich dem Unwetter schutzlos auszusetzen*. Entschlossen klappte sie das nutzlose Etwas zusammen und klemmte es sich unter den Arm. Wenn sie nur nicht aus trauriger Erfahrung wüsste, dass ihr nach solchen spätsommerlichen Unwettern mit ziemlicher Sicherheit eine Erkältung drohte!

*Was würde Mutter sagen, wenn sie hier wäre?*, fragte Beth sich unwillkürlich. „Elizabeth, du wirst noch krank werden. Wieso wendest du dich nicht an das Bahnhofspersonal? Es gibt doch Leute, deren Aufgabe es ist, deine Tasche zu tragen und dafür zu sorgen, dass du sicher ankommst. Und ein junges Mädchen, das allein unterwegs ist, sollte ihre Dienste nutzen. Weshalb solltest du dich unnötigen Widrigkeiten aussetzen? Merke dir eins, mein Kind“ – diese Warnung klang Beth noch im Ohr – „wenn du das Leben im Westen ertragen willst, wirst du viel Hilfe brauchen.“

In stummem Protest schob Beth ihr Kinn vor und packte ihren Koffer noch ein wenig fester. Dann trat sie näher an die übrigen Fahrgäste heran, die darauf warteten, dass sie endlich in den stehenden Zug einsteigen konnten. Durch den strömenden Regen hindurch betrachtete Beth die Zahlen, die seitlich auf dem Waggon aufgemalt waren.

*205? Das kann nicht sein*. Rasch stellte sie ihren Koffer ab und holte aus ihrem Jackenärmel die Fahrkarte heraus, die Vater für sie gekauft hatte. *Da steht doch 308!* Entsetzt sah Beth sich um und entdeckte im Bahnhof noch einige andere Züge, die offenbar gleich abfahren würden.

„Bitte, Sir“, rief sie einem Träger zu, der in der Nähe wartete. „Entschuldigen Sie bitte! Ich suche den Zug mit der Nummer dreihundertacht!“



Der Mann eilte auf sie zu und warf einen Blick auf ihre Fahrkarte. „Ja, Miss, dieser Zug fährt vom anderen Ende des Bahnhofs ab.“

Beth brachte ein gepresstes Dankeschön heraus und nahm ihren Koffer wieder auf. In diesem Augenblick hörte sie den Mann rufen: „Darby! Hilf dieser jungen Dame mit ihrem Gepäck; sieh zu, dass sie den richtigen Zug erwischt.“

Sofort war ein junger Träger mit einem größeren Regenschirm an ihrer Seite. Er sah kurz auf ihre Fahrkarte, nahm ihr den Koffer ab und bot ihr höflich seinen Ellbogen. Beth seufzte dankbar auf und umklammerte seinen Arm, während er schützend den Regenschirm über sie hielt.

*Vielleicht hat Mutter ja recht. Manchmal ist es wohl besser, die Hilfe anderer Leute anzunehmen,* überlegte Beth. Doch es war entmutigend, zugeben zu müssen, dass sie gar nicht so lebensstüchtig war, wie sie gehofft hatte.

„Wir müssen uns beeilen, Miss. Ihr Zug fährt gleich ab.“

Beth hatte Mühe, mit den langen Schritten des Trägers mitzuhalten, der sie förmlich hinter sich herzog und zielstrebig auf das hinterste Ende des Bahnhofs zusteuerte. In ihrem maßgeschneiderten Tweedrock konnte sie nicht so weit ausschreiten, und das Klappern ihrer Absätze ging im Lärm, der Hektik und dem Prasseln des Regens unter.

Als sie schließlich den richtigen Zug erreicht hatten, wurde Beth von einer hilfreichen Hand die Stufen hinauf und in den Vorraum gezogen. Vergeblich versuchte sie dort, den Regen abzuschütteln, und strich sich eine Haarsträhne aus den Augen. Der neue Hut, den sie extra für diese Reise gekauft hatte, war vermutlich ruiniert, denn die linke Seite der Samtkrempe hing vollkommen durchnässt auf ihrem Ohr. Bestimmt sah sie entsetzlich aus, aber Mutter hatte ja sie gelehrt, unter allen Umständen Haltung zu bewahren. Darum atmete Beth tief durch, straffte ihre Schultern und trat in den Gang. Hier stand schon ein Schaffner bereit, um ihr den Koffer abzunehmen und sie zu ihrem Schlafwagenabteil zu führen.

„Oh nein“, sagte Beth erschrocken, „jetzt habe ich vergessen, dem Träger ein Trinkgeld zu geben!“

„Das macht nichts, Miss, schließlich tun wir ja nur unsere Arbeit“, versicherte ihr der Schaffner, aber Beth bedauerte trotzdem, dass sie es versäumt hatte, dem zuvorkommenden Träger ihre Dankbarkeit zu zeigen.

Immerhin konnte sie sich nun in ihrem Abteil vom Rest der Welt abschotten. Vor lauter Erschöpfung lehnte Beth sich einen Moment von innen gegen die Tür und überlegte, was sie jetzt tun sollte. In diesem Augenblick fuhr der Zug an, und es gelang ihr gerade noch, sich am Türgriff festzuhalten, sonst wäre sie gestürzt.

*Um ein Haar hätte ich diesen Zug verpasst!*, schoss es Beth durch den Kopf. Sie schloss die Augen. „Danke, Gott“, flüsterte sie. „Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn ich womöglich in den falschen Zug gestiegen oder auf diesem Bahnhof ganz allein zurückgeblieben wäre!“

Hastig verriegelte sie nun die Abteiltür, zog die schweren Vorhänge zu, schlüpfte aus ihren nassen Kleidern und trocknete sich mit dem kleinen Handtuch, das neben dem Waschbecken hing, notdürftig ab. Anschließend klappte sie ihren Koffer auf und holte trockene Kleidung heraus. Doch nicht einmal nachdem sie sich umgezogen hatte, hörte sie auf zu zittern. Deshalb wühlte sie noch einmal in ihrem Koffer und streifte zusätzlich noch einen Pullover über. Er passte zwar nicht zu ihrer Bluse und ihrem Rock, aber es war schließlich niemand da, den das stören könnte.

Jetzt musste sie noch entscheiden, was mit den durchnässten Kleidungsstücken, die sie ausgezogen hatte, geschehen sollte. Die Waschschiüssel war viel zu klein dafür und ein anderes Behältnis irgendwelcher Art gab es nicht. Da Beth keine andere Lösung einfand, faltete sie die nassen Kleidungsstücke zusammen, wobei sie darauf achtete, sie nicht mit ihrer trockenen Kleidung in Berührung zu bringen. Ihre Unterwäsche versteckte sie diskret in der Mitte des Stapels, den sie auf ein paar Zeitungen in einer Ecke des Abteils auf dem Boden platzierte. Sie hatte sich den Kopf zerbrochen, was ihre Mutter unter diesen Umständen tun würde, war aber zu

dem Schluss gekommen, dass Mutter wohl niemals in eine solche Situation geraten wäre. Beth konnte nur hoffen, dass es im Zug eine Art Wäscheservice gab.

Der Gedanke an ihre Mutter bewog Beth dazu, in ihrem Koffer nach der Flasche mit dem Stärkungsmittel zu suchen. Denn wäre Mutter bei ihr, dann hätte sie ganz bestimmt darauf bestanden, dass Beth sofort einen Schluck dieser scheußlichen Flüssigkeit zu sich nähme. Mutter war vor langer Zeit zu der Erkenntnis gelangt, dass der Keuchhusten Beths Lungen geschädigt hatte, sodass ihr Körper nicht mehr mit ausreichend Sauerstoff versorgt wurde. Dies war ihrer Ansicht nach auch der Grund für Beths Anfälligkeit, ja, sogar für ihre zarte Statur. Zwar hatte kein Arzt jemals diese Diagnose bestätigt, aber niemand zweifelte an ihrer Richtigkeit. Und deshalb hatte Mutter es sich zur Aufgabe gemacht, Medikamente, Stärkungsmittel und Elixiere zu suchen, die Beths Abwehrkräfte stärken würden.

Seit Beth sich erinnern konnte, war ihr jeden Abend ein Löffel mit irgendeiner übel riechenden, ekelhaft schmeckenden Flüssigkeit vor den Mund gehalten worden. In Anbetracht dieser Tatsache war es umso überraschender, dass von den drei Thatcher-Schwestern ausgerechnet sie diese abenteuerliche Reise unternahm. Doch selbst hier im Zug unterwarf sie sich Mutters Vorschriften.

Nachdem sie die Flasche wieder verstaut hatte, ließ sie sich auf ihren Sitz sinken und sah sich nach etwas um, womit sie sich die Zeit vertreiben könnte. Lesen kam ihr zuerst in den Sinn. Aber die Bücher, die sie in ihren Koffer gepackt hatte, waren bereits ausgelesen. Und die Zeitungen, die sie vorsorglich eingesteckt hatte, erfüllten dort hinten in der Ecke nun einen völlig anderen Zweck ... Alle übrigen Bücher außer ihrer Bibel lagen in den beiden Koffern, die separat aufgegeben worden waren.

*Meine beiden anderen Koffer! Hoffentlich sind sie in den richtigen Zug verladen worden!*, dachte Beth bestürzt. Panik ergriff sie, und sie atmete tief durch, um sich zu beruhigen und noch einmal alles zu rekapitulieren. Vater hatte diese beiden Koffer auf dem Bahnsteig in Toronto auf einen Wagen gestellt, der dann von einem

Träger fortgebracht worden war. Vorher waren sie noch mit einem speziellen Etikett versehen worden, und ihr Vater hatte ihr versichert, sie brauche sich nicht weiter um sie zu kümmern. Also waren sie bestimmt im richtigen Zug gelandet, vermutlich lange bevor sie selbst eingestiegen war. Erleichtert atmete Beth auf.

Sie überlegte, ob sie in ihrer Bibel lesen sollte. Doch im Augenblick war sie nicht in der richtigen Verfassung dazu, darum machte sie es sich auf dem mit Samt überzogenen Polster so gemütlich wie nur irgend möglich. Als sie den Vorhang zur Seite zog, stellte sie fest, dass es immer noch in Strömen regnete. *Hier finde ich auch keine Zerstreung.*

Da sie nach der Hektik auf dem Bahnsteig ziemlich erschöpft war, lehnte sie sich in ihrem Sitz zurück und überließ sich ihren Gedanken. Im Grunde tat es gut, so allein zu sein und sich in aller Ruhe wieder auf ihre Kindheit besinnen zu können. Vielleicht würde der schlimme Albtraum dann von den glücklichen Erinnerungen in den Hintergrund gedrängt werden.

Als Erstes dachte sie an Julie. Beth hatte den Eindruck, dass sich niemand dem Charme der kleinen Schwester, die etwa ein Jahr nach Williams Tod auf die Welt gekommen war, entziehen konnte. Das pausbäckige Engelchen hatte auf jedes Gesicht ein Lächeln gezaubert. Sooft es ihr erlaubt wurde, hielt Beth die kleine Schwester in eine Decke gewickelt auf ihrem Schoß. Manchmal durfte sie auch neben dem Kinderbett stehen und die Kleine in den Schlaf singen. Oder sie durfte ein Spielzeug in das Bettchen legen, damit Julie ein wenig Abwechslung hatte. Als Beth jedoch einmal auf die Idee gekommen war, sämtliche Spielsachen an den Gitterstäben aufzureihen, damit sie wie Soldaten über dem schlafenden Baby wachten, war sie tüchtig ausgeschimpft worden. Bei dem Gedanken daran, wie sehr sie sich alle um Julie gesorgt hatten, zog sich selbst jetzt noch Beths Kehle zusammen.

Irgendwann hatte Julie angefangen zu laufen und dann zu sprechen und von diesem Augenblick an waren die beiden Schwestern unzertrennlich gewesen. Sie spielten zusammen im Kinderzimmer und zankten sich nur höchst selten. Wenn Julie ein Spielzeug

haben wollte, mit dem Beth gerade spielte, gab Beth es gern an die jüngere Schwester ab, nicht zuletzt, weil Mutter dann immer erfreut lächelte.

Beth, Julie und ihre ältere Schwester Margret waren schon als kleine Kinder restlos begeistert gewesen, wenn sie etwas vorgelesen bekamen. Mithilfe von Mutters oder Vaters Stimme konnten sie den sprechenden Tieren in Rudyard Kiplings *Genau-so-Geschichten* lauschen und sich die merkwürdige Welt der *Alice im Wunderland* von Lewis Carroll ausmalen. Sie hörten biblische Geschichten aus einem Buch, das für Kinder illustriert war, und lernten so das Leben von Vater Abraham, dem mutigen Daniel und vielen weiteren interessanten Personen kennen. Und nachdem Vater ihr ein paar-mal geholfen hatte, konnte Beth bald selbst die geheimnisvollen Buchstaben entziffern und sich schließlich auf eigene Faust in das Abenteuer des Lesens stürzen.

Als der Zug seine Geschwindigkeit änderte, kehrte Beth von ihrem Ausflug in die Vergangenheit zurück. Die Bewegungen des Zuges waren ihr mittlerweile so vertraut, dass sie genau spürte, wie die Lokomotive das Tempo drosselte und die Waggons ruckartig langsamer wurden. Obwohl Beth liebend gerne wieder einmal festen Boden unter ihren Füßen gespürt hätte, beschloss sie, auch diesen Zwischenstopp zu ignorieren. Mit einem tiefen Atemzug verdrängte sie die Gegenwart und tauchte wieder in die Vergangenheit ein. Wehmütig rief sie sich ihre schönste Kindheitserinnerung ins Gedächtnis.

Sie war sieben gewesen und Julie drei, und sie hatten beide die Erlaubnis erhalten, ihre Eltern zu einem Konzert zu begleiten, das im Haus der Montclairs stattfand. Sich an den Händen haltend und dicht beieinandersitzend, hatten die beiden Schwestern mit kugelrunden Augen der Musik der glänzenden Blasinstrumente gelauscht, die mit ihrer mächtigen Stimme die Saiteninstrumente übertönten. Beim lauten Schlag der Trommeln und dem plötzlichen Aufeinandertreffen der Becken waren die Mädchen erschrocken zusammengefahren. Doch trotz des unerwarteten Crescendos war Beth so fasziniert von der Musik gewesen, dass sie fast

vergessen hatte zu atmen. Wenn sie die Augen schloss, konnte sie sie heute noch hören, über das Dröhnen der Lokomotive hinweg.

Gleich am nächsten Tag war ihre Tante Elizabeth mit einem Geschenk für Beth erschienen – einer Kindervioline, auf der sie selbst einige Jahre zuvor Geigenunterricht bekommen hatte. Die Wirkung, die die Musik auf das kleine Mädchen ausgeübt hatte, war nicht unbemerkt geblieben, und schon bald kämpfte Beth hartnäckig darum, diesem Instrument dieselben Töne zu entlocken, die sie an jenem Abend so fasziniert hatten. Sie befolgte peinlich genau die Anweisungen ihres Geigenlehrers und beobachtete, wie er im Rhythmus ihrer angestrengten Bemühungen mit dem Kinn wackelte. Im Lauf der Zeit verzog er dabei immer seltener das Gesicht zu einer Grimasse, denn Beth entwickelte schon sehr früh eine erstaunliche Fingerfertigkeit. Die Liebe zu Büchern schien ihr die ganze Welt näherzubringen und die Musik erfüllte diese Welt mit Farbe und Freude.

Zum 13. Geburtstag hatte ihr Vater ihr dann eine Konzertvioline geschenkt. Als Beth den Wunsch geäußert hatte, das Instrument mit in den Westen zu nehmen, war sie zunächst auf Widerstand gestoßen. Doch jetzt lag die Geige sicher verpackt in einem der beiden großen Koffer. Beth war froh, sie in ihrer Nähe zu wissen. Und ihr Vater hatte sie bestimmt so gut verstaut, dass sie auf dieser Reise keinen Schaden nehmen würde.

Es war schon erstaunlich, dass ausgerechnet sie selbst nun dem Beispiel ihrer Tante folgen und im Westen als Lehrerin arbeiten würde, überlegte Beth, während sie unruhig auf dem Polster hin- und herrutschte, um eine bequemere Sitzposition zu finden. Zwar war ihre Namensvetterin Elizabeth nicht wirklich ihre Tante, sondern eine ältere Cousine – die Tochter von Vaters ältestem Bruder Ephraim –, aber Mutter hatte immer auf dieser respektvollen Anrede bestanden. Nicht lange nach dem besagten Konzert war Tante Elizabeth in den Westen gezogen und nur wenige Male zu Besuch gekommen. Doch Beth hatte trotzdem das Gefühl, viel mit dieser älteren Cousine gemeinsam zu haben – erst recht, als ihr schließlich diese Stelle im Westen angeboten wurde.

Erneut kam Beth die Bemerkung in den Sinn, die sie im Speisewagen gehört hatte, und sie fragte sich, ob das eigene Gedächtnis wirklich so trügerisch sein konnte. Entsprechend das, was man über eine bestimmte Person oder ein Ereignis zu wissen glaubte, womöglich gar nicht der Realität, weil man im Lauf der Jahre manches falsche Detail in seine Erinnerungen hineingewoben hatte?

Beth seufzte tief und beugte sich vor, um einen Blick aus dem Fenster zu werfen: Es regnete immer noch. Im Gang hörte sie die Stimme des Schaffners, der das Mittagessen ankündigte, woraufhin sie beschloss, in den Speisewagen zu gehen. Vorher griff sie jedoch noch nach ihrer Bibel und las einen Psalm. Dabei wurde ihr bewusst, dass ihr himmlischer Vater an ihrer Seite war und für sie sorgte, auch wenn ihr irdischer Vater weit fort war. Sie sprach ein Gebet für ihre Familie und dankte Gott für seinen Schutz.

Als Beth in ihr Abteil zurückkehrte, war das Ziel ihrer Reise immer noch nicht in Sicht und der Nachmittag schien sich endlos dahinzuschleppen. Das enge Abteil, in dem sie schon so viele einsame Stunden verbracht hatte, bot wenig Abwechslung. Am frühen Abend schüttelte Beth schließlich müde den Kopf. Es war eigentlich noch zu früh, um ins Bett zu gehen, aber andererseits auch schon zu spät, um im Zug herumzuspazieren. Stirnrunzelnd streifte sie ihre hochhackigen Schuhe von den schmerzenden Füßen und überlegte, ob sie sich trotzdem jetzt schon zur Ruhe begeben sollte.

In diesem Augenblick klopfte es laut an der Tür.